



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Wien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Masse neben einander, Ihr sprecht eine Sprache, Ihr schmachtet unter einem Druck, und seid nicht im Stande, 2000 Mann zusammen zu bringen, zur Vertheidigung Eurer Rechte und der Rechte Eures väterlichen, Euch wohlwollenden Monarchen; ja es gibt auch noch solche selbstvergeffene slovakische Seelen unter Euch, daß sie in den Reihen unserer Erzfeinde sich blutige Lorbeeren durch Brudermord erkämpfen wollen u. s. w.“ — Und doch hatte der Redner auch da wenig Erfolg. Hurban konnte mit seinem Helfer, dem Grafen Szirmay, kaum ein Bataillon von 1200 Mann zusammenbringen, und selbst dieses, allerlei zusammengelaufenes Gesindel der Slovakei, flog in der Schlacht bei Baizen bei dem ersten Kanonenschuß aus einander, während man in der ungarischen Armee nur wenige Bataillone fand, die nicht einige reinslavische Compagnien zählten und so tapfer für die Sache der Magyaren fochten, wie ihre magyarischen Nachbarn. Und nicht nur bei den Nordslaven, sondern auch bei den Kroaten ist der Magyarenhaß eine künstliche Pflanze, die vor dem Jahre 1840 noch Niemand kannte; der kriegerische Charakter und das südliche Blut der Kroaten brachten durch 10 Jahre diesen Haß zu einer traurigen Blüthe, aber bei den ruhigen, bedächtigen Nordslaven müßten Jahrhunderte vergehen, bis sie für einen Vertilgungskrieg ausgebildet wären, höchstens sind sie zu einem eigennütigen Haß gegen Gutsherren und Juden zu bringen, und davor wird uns die europäische Civilisation, die dem Nordslaven so nahe liegt, in ihrem unaufhaltsamen Fortschritt nach Osten bewahren. — Hurban selbst spielte seine ruhmlose Rolle weiter. Aus der Slovakei war er nach Prag geflüchtet, von dort kehrte er zurück, das kaiserliche Freicorps zu bilden, und wurde k. k. Oberst; aber in der ersten Bataille mit den Ungarn wurde sein Haufen auseinander gesprengt, seit der Zeit ist er verschollen und bei den kaiserlichen Offizieren verachtet.

A u s W i e n .

Minister Bach hat die lobenswerthe Gewohnheit, sich bei alten Freunden fleißig nach dem Wohlsein und den Wünschen des Publikums zu erkundigen, auch Minister Schmerling hört unter vier Augen gern ein freimüthiges Wort über die herrschende Stimmung; tröstende Zusicherungen, liberale Neußerungen aus dem Munde der Regierung, kommen dann unter die Leute, und rasch sind darauf die schönsten Luftschlöffer aufgebaut. Man vergißt, daß weder Bach noch Schmerling in der Lage ist, mehr als fromme Wünsche für die Verwirklichung ihrer Reformpläne zu hegen. Sie können den Bauplan der Verfassung bis auf das kleinste Erkerchen mit Dinte und Feder vollenden, die Reinigung, die Sicherung und Freigebung des Bauplatzes liegt in andern Händen.

Ein Regierungsmann, der weniger als die genannten Herrn geneigt ist sanguinische Hoffnungen aufzumuntern, besprach im tête à tête mit einem Privatmann jüngst die Gerüchte von der bevorstehenden Aufhebung des Ausnahmezustandes. „Heben wir den Belagerungszustand auf“, sagte er achselzuckend, „so belagert man uns; das Preßgesetz kann beim größten Eifer des Staatsanwalts und bei der besten Gesinnung der künftigen Geschwornen nicht verhindern, daß von den hiesigen Druckereien die gefährlichsten Sturmpetitionen gegen uns auslaufen. Alle feindlichen Nationalitäten finden Spielraum zur Wiederaufnahme ihres Kampfes gegen den Gesamtstaat; die Magyaren, die Galizier, die Italiener, die Wiener verklagen dann die Armee wegen tausend großer und kleiner Gewaltthaten, über die noch lange nicht das nöthige Gras gewachsen ist, und haben wir die Macht, Gemüthung zu geben für jeden Unthun der Generale? Vor Allem aber müßten wir den Reichstag berufen, von dem Ihr ja das Heil der Welt erwartet. Soll der Reichstag kein Kremster'scher werden, so müßte vorher der passive Widerstand der Magyaren gebrochen sein, der bis jetzt von keiner nachmärzlichen Einrichtung mehr als den Namen aufkommen läßt; müßten die Walachen, die Illirier und die Sachsen von ihrer Nationalitätenbrunst curirt sein. Angenommen jedoch, wir wären nicht gezwungen, die Reichstagsmitglieder von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken selbst zu ernennen, so würde auch der vernünftigste Reichstag Unmöglichkeiten verlangen und das Nothwendigste verweigern; verlangen würde er eine Verminderung des Heeres, verweigern die Erhöhung der Staatsschuld. Das sind sehr löbliche ökonomische Vorschläge, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß Oestreich nach dem Buchstaben der Märzverfassung ein idyllisches Leben führen, die ehrwürdigen Traditionen so vieler Jahrhunderte mit einem Mal aufgeben und nirgends im Auslande, nicht in Italien, nicht in Deutschland, den geringsten Ehrgeiz zeigen soll. Die Aufhebung des Belagerungszustandes, in den wir uns einmal eingelebt haben, erfordert mehr Muth, mehr Anstrengung und Selbstaufopferung als Sie denken; sie ist ein Schritt in eine unbekante, wenigstens nur theoretisch bekannte Zukunft; was wir in Oestreich seit 1848 von angeblich friedlicher Entwicklung auf parlamentarischem Wege gesehen haben, ist nicht geeignet, rechtes Vertrauen auf die allgemeine Reife dafür einzulößen. Streng genommen, lieber Freund, ist der Normalzustand hier nicht eher möglich, als bis das übrige Europa in das normale Geleise zurückgekehrt, bis die deutsche, die dänische, die italienische und die französische Frage dauernd entschieden ist. Doch, ich will Ihnen zugeben, eine Suspension des Ausnahmezustandes auf vierzehn Tage, drei Wochen wär' allenfalls ein Versuch, der keine Gefahr hat.“

Man weiß sogar, daß General Welden sich mit Unmuth über die Ewigkeit des Belagerungszustandes ausgesprochen hat; aber Welden würde trotzdem nicht zur Beseitigung der Militärherrschaft rathen; er wünscht nur von einem undank-

baren Posten abgelöst zu werden und die Verantwortlichkeit für so manche Unliebendwürdigkeit vom Ministerpräsidenten Schwarzenberg, in dessen Interesse sie zuletzt immer geschieht, übernommen zu sehen.

Der mittheilsame Regierungsmann oben hat gewiß in so fern Recht, als unser Cabinet in der sflavischsten Abhängigkeit von all den Staaten lebt, über die es mit scheinbarer Herrschsucht seinen Einfluß zu behaupten strebt. Nicht berechnete Herrschsucht, nicht lebendige Expansionskraft, sondern hypochondrische Angst und Mißgunst bezeichnet die auswärtige Politik des heutigen, wie des vormärzlichen Oestreich. Metternich's rastloses Streben beschränkte sich darauf, alle Nachbarn im Zustande der Lethargie zu erhalten, nicht damit Oestreich einen Vorsprung gewinne, sondern damit es selber nicht zu einer modernen Thätigkeit gezwungen werde; à la Jenkinson im Vicar von Wakefield könnte er sagen: Hätte ich nur halb so viel Geist und schlaflose Nächte auf die Durchführung der nöthigsten Reformen verwandt, wie ich auf heillose Intriguen verschwendete, so hätte ich Oestreich die schlimmsten Gräuel des Bürgerkrieges erspart und mein Name wäre in und außerhalb der Monarchie gesegnet. Fürst Schwarzenberg verfolgt, weniger mit dem Talent, als mit der Hartnäckigkeit seines exilirten Meisters denselben Zweck wie er. Oestreich gewinnt durch die Triumphe seiner negativen Politik im Auslande nichts Positives, weder einen Fußbreit Landes, noch einen Schatten von Ehre, nichts als reichlichere Schulden und einen höhern Grad eingebildeter Sicherheit. Um seine Existenz glaubt es zu kämpfen, indem es überall, im Norden, Süden und Westen, jegliche Consolidirung der öffentlichen Verhältnisse zu hintertreiben sucht. Wenn Deutschland stark genug wird, um seine Ehre nicht von russischer Annäherung in Staub treten zu lassen, hält sich Schwarzenberg für geschlagen. Sogar ein Gran Menschenverstand und Menschlichkeit in Neapel schiene ihm gefährlich für Oestreich. Italien ist der traurigste Beweis, daß die Herrschaft Oestreichs im Auslande energisch reactionär ist. Nirgendwo ist sein Einfluß unbestrittener als in Parma, Modena, Toskana, Rom und Neapel; seine Truppen haben den größten Theil des Kirchenstaates besetzt, Pio Nono beabsichtigt sogar, sich nach Bologna unter ihren Schutz zu begeben, Toskana steht vollständig unter östreichischem Protectorat, Neapel ist dem Wiener Cabinet blind ergeben. Nun wir erinnern uns noch der Emphase, mit welcher unsere inspirirten Zeitungen voriges Jahr die Welt versicherten, das jezige Oestreich, welches den eigenen Völkern eine Verfassung gegeben, werde seinen Einfluß auf Italien ebenfalls zur Begünstigung des Fortschritts geltend machen, so daß die Liberalen der Halbinsel künftig ihre Blicke sehnsuchtsvoll nach Wien statt nach Paris richten würden!! Wir haben seitdem vergebens irgend einen, wenn auch noch so sanften Protest Schwarzenberg's gegen die lächerlichen Edicte der römischen Cardinäle oder gegen die ungenirten Wortbrüche Ferdinand's von Neapel erwartet.

In Oestreich selbst scheint das Cabinet — und wir freuen uns, ihm doch

etwas Gutes nachsagen zu können — dem Ultramontanismus ziemlich abhold. Eine Versammlung katholischer Bischöfe, die im Jahre 1849 hier einen geheimen Congreß halten durfte, vereinigte sich zu einer Petition um Aufhebung des von Kaiser Joseph eingeführten placetum regium, wodurch die Correspondenz des Clerus mit Rom einer freilich oft nur illusorischen Beaufsichtigung des Staates unterworfen wird. Wir würden diese Aufhebung weniger für einen materiellen als für einen moralischen Schaden erachten. In diesem Sinne erhoben sich alle aufgeklärten, sowohl conservativen wie liberalen Blätter, der Lloyd in einer Reihe mit dem Wanderer, gegen das Ansinnen der Prälaten. Nur der finstere „Oestreichische Correspondent“ verfocht vom Standpunkte der Freiheit, — eine Attitude, die gerade ihn ungemein grazios kleidet — für die unbedingte Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Für Trennung der Kirche vom Staate, für Unabhängigkeit der Schule von der Obhut des Clerus und für die Civilehe ist er aber nicht, dieser weise Daniel; er wollte Freiheit der Kirche vom Staat, Freiheit des Staates von der Kirche mit Nichten. Er gilt, wie die Grenzboten schon einmal bemerkten, für das specielle Organ des Ministerpräsidenten Schwarzenberg! Freiheit wurde auf einmal das Schiboleth aller Finsterlinge. Dieselben Kutenritter, welche bekanntlich seit dem März so aufrichtig für den Fortschritt glühten, daß sie in Tyrol, Salzburg, Steiermark, und selbst in Prag und Wien von allen Kanzeln gegen die harmloseste Neuerung donnerten, verstanden sich plötzlich auf den Lockruf ihrer geschliffenern Brüder jenseits des Rheins, gebrauchten das Wort Freiheit mit jener poetisch vagen Allgemeinheit, so hübsch absehend von gegebenen Verhältnissen und Bedingungen, wie ein Demokrat von sechzehn Jahren; und sie wußten ihren liberalen Gegnern so siegreich ihre Inconsequenz und Tyrannei nachzuweisen: Montalembert selbst hätte es nicht besser gemacht. Wurde nicht sogar auf Belgien hingewiesen? *La liberté comme en Belgique!* lautet das Lösungswort der Ultramontanen. Wir nehmen es gern an, unter der Bedingung, daß auch der Bürger sagen dürfe: ich habe *la liberté comme en Belgique*. Der uneingeschränkten Freiheit der Kirche hält in Belgien die Freiheit des Staates, die Freiheit der Vereine das Gegengewicht. Die Kirche ist ein Verein wie ein anderer, blos um eine Kleinigkeit mächtiger, besser organisiert, und trotz des Josephinischen Placets bei uns eben so vielfach protegirt, wie trotz oder wegen des Vereinsrechts bürgerliche Associationen unmöglich gemacht sind.

Die Consequenz also schon verbot der geistlichen Petition Gehör zu geben. Der „Tyroler Bote“ meldet in elegischen Tönen, daß die freiheitsglühenden Bischöfe unverrichteter Dinge ihren Pilgerstab vor die Thore Wiens setzten. Sicherlich hat der aufgeklärte Theil des Ministeriums, Bach und Schmerling, gegen die Prälaten gestimmt. Hoffentlich wird das Cabinet in seinem Widerstande gegen die Herrschaft der Kirche nicht auf dem vormärzlichen Standpunkte stehen bleiben. Auch Altösterreich begünstigte die Suprematie der Kirche nicht, aber es behandelte sie als

Werkzeug. Wie es den Adel als Stand demüthigte und zugleich den Adelligen als Individuum im Heer und in der Bureaukratie dem Bürgerlichen auf den Nacken setzte, so zügelte es die Selbstständigkeit des Clerus, benützte ihn aber als pädagogisch-politische Waffe zur Entmannung der Geister. Vor dem Rückfall in diese Sünde hat sich die Regierung besonders zu hüten. Die heiligen Väter entwickeln in den Provinzen eine staunenswerthe Thätigkeit, die Redemptoristen veranstalten Missionen und faheln dem Landvolk Mirakel vor, welche glücklicherweise oft sehr abgeschmackt sind; die Reorganisation des Erziehungswesens würde auch bei größerem Eifer der Regierung und bei einem anständigeren Budget des Cultusdepartements — 1½ Millionen Gulden bei einer Bevölkerung von 35 Millionen Seelen — nur langsam fortschreiten, weil fabelhaft Viel nachzuholen ist. Die Regierung hat also hohe Zeit, ihrerseits Missionen zu veranstalten und die Missionäre im Nothfall duzendweise aus Deutschland kommen zu lassen. Leider jedoch hört man, daß Graf Thun, welcher nicht eben zu den Feinden der Kirche zählt, in seiner Carriere als Cultusminister von früh bis Abend gegen psäffische Barrikaden zu kämpfen hat, und von der Regierung so schwach unterstützt wird, daß er das Portefeuille niederlegen will.

Um den Theresienorden, von dem jüngst 22 Glieder der Armee verschiedene Grade erhielten, waren nicht weniger als 126 Gesuche eingelaufen. Der Orden wird, seinen Statuten gemäß, nur für eine in ihren Folgen entscheidende That persönlicher Tapferkeit, die der Krieger unterlassen konnte, ohne seiner Pflicht und Ehre zu vergebem, also nur für einen Act von seltenem und glückgekröntem Heroismus und nur auf ausdrückliche Bewerbung des Ordenskandidaten verliehen. Unter den 22 Heroen befindet sich neben Haynau Fürst Windischgrätz, „wegen der gelungenen Unterwerfung von Prag und Wien“, eben so ein zweiundzwanzigjähriger Officier Montenouvo. Das neidische Militär will von den Heldenthaten, durch die Montenouvo das Vaterland gerettet habe, Nichts wissen und behauptet, der Ordensritter habe bis jetzt kein anderes Verdienst als das, ein Sohn Marie Louises und des Grafen Neupperg zu sein.

„Aus Ungarn“ von Max Schlesinger.

(Berlin, Franz Duncker, 1850.)

Wie in England, so wachsen auch in Deutschland die Schriften über den ungarischen Krieg zu einer Bibliothek heran. Nach vielem Schlechten und Mittelmäßigen und einigem Bessern erscheinen jetzt Arbeiten von größerem Werth. Von den Memoiren der Frau Therese Pulszky ist der erste Band erschienen, die Memoiren von Klapka werden täglich erwartet; das Neueste ist das Werk, dessen